

RÜDIGER ULRICH

# NÄHE UND GEMEINSINN

Plädoyer für eine  
Ökonomie der Liebe

# Inhaltsverzeichnis

	<b>Vorbemerkung</b> . . . . .	9
I	<b>Die Metastasen der Globalisierung</b> . . . . .	13
	Von Alexander dem Großen, Tiefkühlpizzen und dem schwierigen Globalisierungsbegriff . . . . .	13
	Die Ideologie des Radikalegoismus . . . . .	19
	Menschliche Monokulturen . . . . .	24
	Das quantitative Epizentrum . . . . .	28
	Unkonsumierbare, leistungslose Einkommen . . . . .	39
	Die neue Armut des Kapitals . . . . .	48
	Demoralisierte Eliten . . . . .	53
II	<b>Tiefendiagnosen und Therapiegrundlagen</b> . . . . .	57
	Die Globalisierung in ihrem Lauf ... . . . .	57
	Wille und Weltverbesserungswahn . . . . .	65
	Grenze und Heilung . . . . .	72
	Umriss einer neuen Ökonomie . . . . .	92
III	<b>Fortgesetzte friedliche Revolution</b> . . . . .	109
	Stufen der Befreiung . . . . .	109
	Die Renaissance der Heimat . . . . .	118
	Gemeinsinn und Inspiration . . . . .	134
	Manuelle Präsenz und Kapitalniveausgleich . . . . .	142
	Regionale Grundversorgungsautonomie . . . . .	148
	Wertschöpfungswiderstand und Regionalwerkstätten . . . . .	169
	Empirischer Befund . . . . .	175
IV	<b>Stein des Anstoßes</b> . . . . .	183
	Anstelle eines Nachworts:	
	24 Thesen für die Vollendung der friedlichen Revolution . . . . .	187
	<b>Anhang</b> . . . . .	197



## Vorbemerkung

Womit kompromittiert man sich heute?

Wenn man Konsequenz hat.

Wenn man gerader Linie geht.

Wenn man weniger als fünfdedeutig ist.

Wenn man echt ist ...

*Friedrich Nietzsche*

Der Untergang des real existierenden Sozialismus kam nicht wie ein Dieb in der Nacht. Sein ökonomisches, politisches und moralisches Scheitern war bereits Jahre zuvor absehbar gewesen. Unerklärlich scheint bis heute, warum die Integration Ostdeutschlands in ein Gesamtdeutschland völlig unvorbereitet erfolgt ist. Mit leeren Taschen, stereotyp ihre Alibis wiederholend, sah man die Fachleute stehen, von denen der größte Teil seit Jahrzehnten in Freiheit lehren und forschen durfte. Es muss daher gerade heute, wo die dunkle Ahnung der nüchternen Erkenntnis weicht, dass das entfesselte Kapital genauso entsetzlich ist wie das losgelassene Proletariat, eine wahrhaft bürgerliche Verpflichtung sein, ernsthaft darüber nachzudenken, was dem Elend des ökonomischen Status quo folgen muss.

Wer wollte daran zweifeln? Deutschland bewegt sich – vor und nach weltweiten Finanzkrisen – in dieselbe Richtung. Die real existierende soziale Marktwirtschaft ist täglichen Angriffen ausgesetzt; daran haben wir uns gewöhnt. Aber wer hätte im Herbst 1989 gedacht, dass sie innerhalb von nicht einmal 25 Jahren an ihre offensichtliche Entwicklungsgrenze gekommen sein würde? Die Parallelen zur untergehenden DDR sind augenfällig. Und trotzdem existiert ein entscheidender Unterschied zur revolutionären Vorwendezeit: In den Köpfen der Menschen gab es damals ein klares Ziel und eine präzise Vorstellung, wer diesem Ziel im Wege stand. Das gemein-

same Ziel jener Jahre – auch des Verfassers – war die Marktwirtschaft westdeutscher Prägung. Doch welches Ziel gibt es heute? Vergeblich sucht man danach. Ein nur noch heillos zu nennendes Durcheinander von Nebenkriegsschauplätzen wie Lohnnebenkosten, Ladenschlussgesetzen, Demografie und Sozialstaat verdunkeln den Horizont. Damals saßen die Gegner im SED-Politbüro. Wo sitzen sie heute? Sind es tatsächlich die verantwortungslosen Politiker und die »gierigen« Manager, wie es die allabendlichen Polittalkshows suggerieren? Oder geht es um ganz andere Feindbilder? Völlig bruchstückhaft sind die gewaltigen Kräfte der Selbstzerstörung in ihrer geistigen und moralischen Bodenlosigkeit im öffentlichen Bewusstsein erkannt. Genau aus diesem Grunde gilt es noch einmal, eine geradezu unscheinbare Frage aufzuwerfen; eine Frage, die längst beantwortet scheint; eine Frage, über die Wissenschaft und Praxis längst zum Alltag übergegangen sind. Dennoch, die in Rede stehende Frage ist eine Frage besonderer Art – es ist die mit den meisten Antworten. Die Frage lautet: Was eigentlich ist Globalisierung? Und was wird unserer zunehmend als zukunftsunfähig erkannten Wirtschaftsweise nachfolgen?

Die Überlegungen dazu bilden das zentrale Anliegen meines Entwurfs einer »Ökonomie der Liebe«. Es geht um konkretisierte Überleitungsstrategien – die ohne eine umfassende Analyse der Krise der globalisierten Wirtschaftsweise genauso wenig entwickelt werden können, wie ohne eine Tiefendiagnose der psychisch-seelischen Dimensionen dieser Krise.

Was aber haben Ökonomie und Liebe miteinander gemein? Vordergründig sehr wenig. Doch wenn Ökonomie die Lehre ist, die sich damit beschäftigt, wie man aus knappen Ressourcen wertvolle, also wertgeschätzte Wirtschaftsgüter herstellt,<sup>1</sup> dann ist die Verknüpfung nicht zu weit hergeholt, denn: Liebe ist letztlich nichts anderes als die maximale Form dieser Wertschätzung. Und genau um diesen Referenzpunkt muss es gehen, wenn man die dramatischen Wertschätzungsverluste eines Volkes reflektiert, das nach eigenen Angaben mehr als 20 Millionen Tonnen Lebensmittel im Jahr wegwirft. Insofern kulminiert die ökonomische Frage des Haushaltens und der Sparsamkeit in ebendieser Liebe. Gleichzeitig zeigen die Überlegun-

gen, dass das ökonomische Problem letztlich ein geistliches Problem ist. Hier liegen die Übergänge zu einer Konzeption der fortgesetzten »friedlichen Revolution«. Ausgehend von meiner zentralen These, dass die 89er-Revolution unvollendet geblieben ist und demzufolge einer Fortsetzung bedarf, sollen deren Voraussetzungen und Charakteristika präzisiert werden. Es geht um eine von Gewaltlosigkeit inspirierte Bewegung zur Überwindung der globalisierten Wirtschafts- und Gesellschaftskrise zugunsten regionaler Wertschöpfungsprozesse.

Dieses Buch ist für Menschen geschrieben, die jenseits politischer Schablonen und ideologischer Vereinfachungen nach den Ursachen der gegenwärtigen Widersprüche in unserem Wirtschafts- und Gesellschaftssystem fragen, für Menschen, die auf der Suche nach wirklichen Lösungsansätzen sind. Am Ende des Buches findet sich eine Zusammenstellung zentraler Thesen. Es empfiehlt sich vielleicht, diese zuerst zu lesen. Naturgemäß wird man dabei noch nicht alles verstehen, dennoch wird sich auf diesem Wege der Gesamttext mit seinen Argumentationslinien gewinnbringender erschließen lassen.

Am Ende dieser Vorrede steht der eindringliche Wunsch, die Ausführungen mögen vor allem jungen Menschen Mut machen; Mut, sich von einer oberflächlich gewordenen Gesellschaft ihre Wurzeln nicht ausreden zu lassen, sondern diese leidenschaftlich zu verteidigen.

Rüdiger Ulrich  
*Leipzig, im Mai 2019*



## Kapitel I

---

# Die Metastasen der Globalisierung

### Von Alexander dem Großen, Tiefkühlpizzen und dem schwierigen Globalisierungsbegriff

Wenn die KP Chinas Mehrheitsaktionär bei Daimler geworden ist: Ist das der Sieg des Kapitalismus über den Kommunismus oder eher das Gegenteil?

Was ist eigentlich die Globalisierung, über die heute allerorten so viel diskutiert wird? »Globalisierung ist sicher das am meisten gebrauchte – missbrauchte – und am seltensten definierte, wahrscheinlich missverständlichste, nebulöseste und politisch wirkungsvollste (Schlag- und Streit-)Wort der letzten, aber auch der kommenden Jahre.«<sup>2</sup> So zutreffend diese Einschätzung des Soziologen Ulrich Beck ist, so richtig ist auch, dass ohne eine belastbare Globalisierungsdefinition ein Verständnis der modernen Gesellschaften unmöglich ist. Es scheint deshalb zunächst einmal sinnvoll, unterschiedlich akzentuierte Sichtweisen gegenüberzustellen.

Hans-Olaf Henkel, ehemaliger Präsident des Bundesverbands der Deutschen Industrie, Professor der Wirtschaftswissenschaften und späterer Europaabgeordneter der AfD, konstatierte vor einigen Jahren: »Wer die Chancen der Globalisierung für sich selbst und sein Land erkennt, braucht kein Gutmenschentum mehr vor sich herzutragen. Er sieht die individuelle Freiheit aller als größte Chance für alle. Ethik heißt demnach, diese Freiheit zu fördern und die Spielregeln zu definieren, die jedem den Weg zum Erfolg in der globali-



sierten Gemeinschaft öffnen. Die gottgegebene Würde jedes Menschen kann nicht losgelöst werden von seiner Freiheit, sich durch Bildung und Leistung an der Weltgemeinschaft zu beteiligen. [...] Und während die Religionen den Menschen nach ihrem Bilde zu formen suchen, erlaubt die Globalisierung der Menschheit, sich ihr eigenes Bild von sich zu bilden. Durch Information und Austausch, durch Begegnung und gegenseitige Bereicherung. Während jede Moral zu einer Trennung der Welt in Gut und Böse führt [...], eint die Globalisierung die Menschheit, indem sie alle einander näher bringt.«<sup>3</sup> Nach solchen geradezu metaphysischen Auszügen ist man beinahe geneigt, Globalisierung mit der nahenden Erfüllung einer Heilserwartung in Verbindung zu bringen. Die Verwirklichung eines lange währenden Menschheitstraumes – »die künstlichen Schranken« fallen und die Völker werden schließlich durch »Bildung und Leistung« in Freiheit und Wohlstand geeint – scheint in greifbare Nähe gerückt. Globalisierung in dieser Fassung beschreibt dabei so etwas wie ein Treffen der fortschrittlichen Weltjugend, in Art und Pathos den einstigen kommunistischen Weltfestspielen ähnlich. Und präzise in diesem Sinne ist die »gute« Globalisierung auch omnipräsent in Stellenanzeigen und studentischen Karrierezeitschriften. Sie zeigen junge, dynamische, optimistische Menschen: Ein Inder, ein Chinese, ein Deutscher lösen hoch über den Dächern New Yorks gemeinsam anspruchsvolle Zukunftsaufgaben – »Let's make things better!«

Rüdiger Pohl, ehemaliger Präsident des führenden Wirtschaftsinstituts für den Osten Deutschlands, des Instituts für Wirtschaftsforschung Halle, rückt die Globalisierung in einen größeren historischen Kontext: »Die Globalisierung gibt es seit ewigen Zeiten. Alexander der Große errichtete lange vor Christi Geburt ein Weltreich. Und die Seidenstraße bis nach China ist ein Ausdruck dessen, dass die Menschen schon immer die regionalen Grenzen gesprengt und die Welt, die sie kannten, zum Tummelplatz gemacht haben.«<sup>4</sup> Diese Ausführungen setzen in Erstaunen: Pohl führt die grenzüberschreitenden Militäroperationen Alexanders des Großen, also die zahllosen Raub- und Beutezüge, als Beleg für den gesetzmäßigen Ausbreitungsmechanismus der Globalisierung an. Diese »ewige«

Globalisierung ist demzufolge eine Art Naturgesetzmäßigkeit, nicht wesentlich anders als die Energieerhaltung oder die Schwerkraft. In ähnlicher Weise findet man in ökonomischer Standardliteratur ein sogenanntes Gravitationsmodell des Welthandels, das in Analogie zu Newtons Gravitationsgesetz die Naturgesetzmäßigkeit der Globalisierung unter Beweis zu stellen versucht. Derlei Ansätze weisen denkwürdige Parallelen auf: In Diskussionen mit einstigen Ideologen des Marxismus-Leninismus waren ganz ähnliche Argumentationen zu beobachten. Auch sie behaupteten, der Kommunismus sei eine Art Naturgesetzmäßigkeit. Man sprach vom »Rad der Geschichte«, das man nicht zurückdrehen könne, von den zwingenden »Gesetzmäßigkeiten« der »neuen Gesellschaftsformation« und von gesellschaftlichen Gesetzen, die sich grundsätzlich aus Naturgesetzen ableiteten. Ein denkwürdiges Déjà-vu, wenige Jahre nach dem Zusammenbruch des Kommunismus! Doch diejenigen, die ihn erlebt haben, wissen: Eine anschwellende Summe gesellschaftlicher Missstände ist keine Naturgesetzmäßigkeit. Wer die sich ausbreitende Globalisierung in diesen Rang erhebt, befindet sich auf dem Niveau alter SED-Parteiideologen.

Auf der Suche nach einer gehaltvolleren Globalisierungsdefinition greift man also zum internationalen Standardlehrbuchtitel und Bestseller »Internationale Wirtschaft, Theorie und Politik der Außenwirtschaft« des Nobelpreisträgers Paul Krugman und seines Kollegen Maurice Obstfeld. Der Begriff »Globalisierung« wird darin unzählige Male verwandt – aber erstaunlicherweise nicht definiert. Über seine Bedeutung mag der Leser mutmaßen. »Globalisierung« wird in diesem Lehrbuch wie in der überwiegenden Anzahl vergleichbarer Titel im Sinne von wachsenden internationalen Handelsverflechtungen oder, wie in Veröffentlichungen der Bundesbank, als »Prozess fortschreitender internationaler Arbeitsteilung«<sup>5</sup> gebraucht. Gemessen wird sie durch anwachsende Außenhandelsumsätze. Es werden danach zwei Phasen der Globalisierung unterschieden, eine erste von Anfang des 19. Jahrhunderts bis 1914 und eine zweite etwa von 1945 bis in die Gegenwart. Zwischen diesen Phasen herrschten Weltwirtschaftskrisen, Kriege und Protektionismus. In einer ähnlichen Weise wird die Globalisierung von Jagdish Bhagwati, einem

weltweit führenden Handelsökonom, gebraucht: »Wirtschaftliche Globalisierung führt zur Integration einzelner Volkswirtschaften in die internationale Wirtschaft durch Handel, Auslandsdirektinvestitionen (von Unternehmen oder multinationalen Konzernen), kurzfristige Kapitalströme, grenzüberschreitende Wanderungsbewegungen (nicht nur) von Arbeitskräften sowie durch die Verbreitung von Technologie.«<sup>6</sup> Vordergründig leuchtet diese Begriffsdefinition ein. Zu welchen Schlussfolgerungen sie allerdings verleitet, verdeutlichen Bhagwatis Äußerungen zu dem Problem stagnierender Arbeitslöhne in den USA: »Die lang anhaltende Stagnation [...] der Arbeitslöhne in den Vereinigten Staaten hat die Vorstellung genährt, dass die Globalisierung der Kern des Problems ist, unter anderem wegen des Handels mit den armen Ländern und auch wegen der illegalen, ungelerten Einwanderer aus diesen Ländern [...]. Anstatt die Globalisierung zum Schuldigen zu machen, muss man zu dem Argument zurückkehren, dass ein umfassender, ungelernter Arbeit ersparender technischer Wandel die Löhne ungelerner Arbeitskräfte unter Druck setzt [...]. Der Druck auf die Löhne hält jetzt lange an, er wirkt über längere Zeiträume als bei früheren Erfahrungen mit technischem Wandel, durch den ungelernte Arbeitskraft eingespart wurde. Aber dieser technische Wandel, der wie ein Tsunami fortschreitet, hat nichts mit der Globalisierung zu tun.«<sup>7</sup> Die Ansicht, dass technischer Wandel mit zunehmendem internationalen Handel nichts oder, wir wollen es abschwächen, wenig zu tun hat, ist jedoch schlicht unhaltbar. Ein einfaches Beispiel soll das verdeutlichen. Wenn ein württembergischer Schraubenproduzent plant, mit seinen Produkten künftig auch die Nachfrage aus Neuseeland zu bedienen, und zu diesem Zweck durch eine Investition seine Produktionskapazitäten wesentlich erhöht, wird mit ein und derselben Entscheidung der internationale Handel ausgeweitet und der technische Wandel massiv beschleunigt. Die Ausdehnung der Produktions- und Absatzmenge ist eine der wichtigsten Triebkräfte für Automatisierung und technischen Wandel. Bhagwatis Schlussfolgerung aus seiner öffentlichkeitswirksamen Streitschrift »In Defence of Globalisation« (Verteidigung der Globalisierung) folgt also aus einer zweifelhaft fragментарischen Globalisierungsdefinition.

Zuletzt soll der Globalisierungsbegriff eines weiteren Ökonoms, der sich intensiv mit Fragen der Globalisierung auseinandergesetzt hat, untersucht werden. Der Nobelpreisträger Joseph Stiglitz bestimmt die Globalisierung als »die engere Verflechtung von Ländern und Völkern der Welt, die durch die enorme Senkung der Transport- und Kommunikationskosten herbeigeführt wurde, und die Beseitigung künstlicher Schranken für den ungehinderten grenzüberschreitenden Strom von Gütern, Dienstleistungen, Kapital, Wissen und (in geringerem Grad) Menschen.«<sup>8</sup> Zugegeben, diese Definition erscheint plausibler. Ist sie auch belastbar? Wir wollen das grundlegende Verständnis beispielhaft anhand eines *Global Players* wie Dr. Oetker entwickeln. Das Unternehmen ist im Mutterland der Pizza mittlerweile zum Marktführer geworden (übrigens produziert Oetker jährlich über 550 Millionen Tiefkühlpizzen, die, würde man sie aneinanderreihen, drei oder vier Mal um die Erde reichen würden). Warum wurde Oetker in Italien der dominierende Anbieter auf dem Pizzamarkt und nicht der mittelständische Pizzabäcker aus Neapel? Durch gesunkene Transportkosten? Die Transportkosten von Bielefeld nach Neapel sind doch in jedem Fall höher als die von Neapel nach Neapel, ebenso die Kommunikationskosten. Sollte also tatsächlich von diesen Faktoren der maßgebliche Globalisierungsimpuls ausgehen? Zumal Transport- und Kommunikationskosten sowohl in der Vergangenheit als auch in der Gegenwart nur relativ unbedeutende Teile der gesamten Wertschöpfungskosten sind. Wenn Oetker heute in Neapel unter dem italienisch klingenden Namen »Cameo« eine Pizza profitabel für einen Euro verkauft, liegt das nicht primär an gesunkenen Transport- und Kommunikationskosten. Denn diese Pizza entsteht nicht mehr in der warmen und beschaulichen Stube eines Pizzabäckers, sondern im Inneren eines kraftwerksähnlichen Pizzavollautomaten mit Herstellungskosten von 25 Cent je Stück. Mit derartig niedrigen Herstellungskosten erschließt man selbst mit Eisenbahn, Dampfschiff und Telegraf, also mit den Transport- und Kommunikationsmitteln des Jahres 1914, mühelos die halbe Welt. Entscheidend ist also die produktivitätsbedingte Reduzierung der gesamten Wertschöpfungskosten, mit der im Falle Oetkers kein italienischer Mittelständler konkurrieren kann.

Die Reichweite des internationalen Handels erhöht sich also primär, wenn man einmal von der Lohngefälle-Globalisierung absieht, durch die produktivitätsbedingte Reduzierung der gesamten Wertschöpfungskosten – und nicht nur einiger untergeordneter Teile. Denn wachsender internationaler Handel begründet sich grundsätzlich durch Wettbewerbsunterschiede zwischen den sich austauschenden Ländern beziehungsweise Unternehmen, etwa hinsichtlich des Klimas, der Lohnkosten oder der Produktivität. Auch das verbreitete Argument, wonach primär die »Internetrevolution« die Globalisierung verursacht habe, überzeugt nicht: Hätte es ohne Internet etwa keine Globalisierung gegeben? Wäre Oetker ohne Internet etwa nicht in der Lage gewesen, länderübergreifend Billigpizza anzubieten? Natürlich hätte es deutliche Zuwächse im Außenhandel auch ohne die Erfindung des Internets gegeben, es ist lediglich ein Verstärker, aber nicht der Verursacher der Globalisierung. Am Beispiel Oetkers sieht man auch, wie entscheidend der historische Verlauf der Kapitalanhäufung ist, der schließlich den Pudding-Pizza-Abzweig ermöglichte oder eigentlich erst erforderlich machte.

Die Unschärfen bei der Abgrenzung des Begriffs »Globalisierung« unter Ökonomen sind bemerkenswert. Insbesondere die vollkommene Abkopplung der realwirtschaftlichen Seite von der finanz- oder geldwirtschaftlichen Seite in einer Globalisierungsdefinition ist nicht nachvollziehbar. Diese Definitionsunschärfen sind alles andere als nebensächlich und haben Konsequenzen. Es sollte daher nicht verwundern, dass eine Wirtschaftswissenschaft, die das fundamentale, sie vollständig durchdringende Phänomen der Globalisierung nur derart ungenau zu beschreiben vermag, Schwierigkeiten hat, die wirtschaftliche Gegenwart zu deuten oder vielleicht noch mehr, globale Wirtschafts- und Finanzkrisen vorherzusehen, was eigentlich ein selbstverständliches Aufgabenfeld der Disziplin sein sollte.

Deutlich treffender und richtungsweisender als die skizzierten Ansätze, den Globalisierungsbegriff handhabbar zu machen, sind interessanterweise Formulierungen aus der katholischen Soziallehre. »Der neue Horizont der globalen Gesellschaft ist nicht einfach durch das Vorhandensein wirtschaftlicher und finanzieller Verbindungen zwischen Akteuren gegeben, die in verschiedenen Ländern tätig

sind – die es im Übrigen immer gegeben hat –, sondern durch den alles durchdringenden und absolut neuen Charakter des Beziehungssystems, dessen Entwicklung wir gerade erleben. Von zunehmend entscheidender und zentraler Bedeutung sind dabei die Finanzmärkte, deren Ausmaße infolge der Liberalisierung des Austauschs und der Zirkulation des Kapitals mit beeindruckender Geschwindigkeit beträchtlich gewachsen sind und es den Beteiligten mittlerweile sogar ermöglichen, »in Echtzeit« große Mengen von Kapital von einem Ende des Erdballs zum anderen zu verschieben. Es handelt sich um eine vielgestaltige und nicht leicht zu deutende Realität, die sich auf verschiedenen Ebenen abspielt und sich auf schwer vorhersehbaren Wegen beständig weiterentwickelt.«<sup>9</sup> Warum sind diese Ausführungen wesentlich brauchbarer als die von oben stehenden Fachökonomien? Weil Globalisierung hier nicht »ahistorisch«, als etwas schon ewig Existierendes definiert und andererseits die zentrale Bedeutung der Finanzmärkte und der damit in Verbindung stehenden vordergründigen Undurchschaubarkeit des Prozesses hervorgehoben wird. Welche zwangsläufigen Konsequenzen hat er?

Um belastbare Antworten auf diese Fragen zu finden, müssen wir uns eingehender mit dem komplexen Wesen dieser beispiellosen planetarischen Umwälzung befassen.

## Die Ideologie des Radikalegoismus

Wie sagte ein amerikanischer Milliardär zum Mitarbeiter einer gerade von ihm übernommenen Firma vor seiner Entlassung:  
»Wenn du einen Freund brauchst, kaufe dir einen Hund!«

Das Elend der globalwirtschaftlichen Zivilisation, darüber gibt es kaum einen Zweifel mehr, liegt im Stammbaum eines planetarisch voll entfesselten Egoismus begründet. Ebenso klar und offensichtlich ist dessen finale Konsequenz: Das Ende dieses Egoismus ist Einsamkeit – »die Lepra des Westens«, wie Mutter Teresa treffend formulierte –, und zwar Einsamkeit in einem nie dagewesenen Ausmaß: Legionen von Ich-AGs in Kinderzimmern und »sozialen« Netzwer-

## Umriss einer neuen Ökonomie

Wir haben nun einen Umkreis von 1500 Lichtjahren um die Erde abgesehen und kein Leben finden können. Die Grundlagen unseres Lebens sind nicht nur »knapp«, wenn wir richtig sehen, sind sie einmalig.

Der klassische Einstieg in die konventionelle Wirtschaftswissenschaft ist ihre Selbstbestimmung als Lehre vom »Wettbewerb« um »knappe« Ressourcen bei unbegrenzten materiellen menschlichen Bedürfnissen. Ihre Lehrbücher beginnen regelmäßig mit Preis-Mengen-Diagrammen für Güter. Eine ihrer grundlegenden Annahmen lautet, dass, wenn alles vorhanden, also nichts mehr »knapp« wäre, ein für den Menschen geradezu paradiesischer Zustand erreicht sei. Die suggestive Wirkung dieser Grundlegungen mit ihrem folgenreich reduzierten Menschenbild wird unterschätzt. Sie trägt dazu bei, dass aus sozial kompetenten jungen Menschen, die über Jahre hinweg der Lehre von All-Wettbewerb, ewiger Knappheit und endlos wachsendem Hunger ausgesetzt sind, schließlich entfesselte Konkurrenzapologeten werden. Die einschichtigen, ethisch unfundierten Menschenbilder<sup>44</sup> der herrschenden Sozialwissenschaften sind dabei zum größten Problem geworden. Die deutsche Volkswirtschaftslehre agiert, als hätten Kant, Fichte, Schelling, Schiller oder Goethe nie gelebt. Man kann das nur als freiwillige Selbstverleugnung bezeichnen. Es sagt viel über die Disziplin aus, dass die einzigartigen Reflexionen des deutschen Idealismus über Herkunft, Sinn und Ziel des Menschen vollständig unberücksichtigt bleiben. Kein Wunder, dass das Folgen für die Persönlichkeitsbildung junger Menschen hat, die nach wirtschaftswissenschaftlichen Studien als Führungskräfte in der Gesellschaft wirken sollen. Wenn man sich vor Augen hält, was Goethe einem jungen Herzog zur Führung seines Landes einmal ins Stammbuch geschrieben hat, wird der Unterschied zum heutigen Karriere-Nutzen-Weltbild offenbar: »Der kann sich manchen Wunsch gewähren / Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt / Allein wer andre wohl zu leiten strebt / Muß fähig seyn viel zu ent-

behren.« Freilich richten sich diese Verse nicht an Landesfürsten allein, sie gelten genauso für Wirtschaftslenker, Lehrer, Eltern.

Die Ökonomie versteht sich als die Lehre von Kosten und Nutzen. Auf die Problematik der völlig unvollständig bestimmten Kosten der globalen Wirtschaft hatten wir am Beispiel der Umweltfolgekosten bereits hingewiesen. Wie sieht es nun auf der anderen Seite aus, wie steht es um den Nutzen? Es gibt heute Unternehmen in allen Branchen, die gleichzeitig effizient, produktiv, wirtschaftlich und rentabel sind, deren Produkte schließlich dennoch zu einem erheblichen Teil weggeworfen werden. Wie ist so etwas möglich? Mit dem Mess- und Zielsystem der herrschenden Ökonomik – die nach eigenem Selbstverständnis aus »knappen« Ressourcen »wertvolle Wirtschaftsgüter« erzeugen will – scheint das nicht in Einklang zu bringen zu sein. Ihre herrschenden Prinzipien – mit gegebenem Aufwand einen maximalen Nutzen zu erlangen beziehungsweise einen gegebenen Nutzen mit minimalem Aufwand zu erreichen – sind offensichtlich fragwürdig geworden. Dieser elementare ökonomische Widerspruch der Gegenwart hängt damit zusammen, dass grundlegende Modelle der Wirtschaftswissenschaften mit dem Eintritt der Wirtschaft in die Phase der Überflussökonomie ihre Relevanz verlieren. Völlig zu Recht weist William Jevons darauf hin, dass »die Volkswirtschaftslehre [...] auf eine vollständige und genaue Untersuchung der Voraussetzungen des Nutzens gegründet werden«<sup>45</sup> muss.

Diese Voraussetzungen haben sich jedoch in den letzten 50 Jahren gravierend verändert. Der Nutzen und der aus ihm abgeleitete nutzenbasierte Preis ist in der ökonomischen Theorie konzeptionell lediglich ein Wertschätzungsindikator für die kurze Phase des Vorbesitzzustandes, das heißt vor Besitz oder Erwerb eines Wirtschaftsgutes. Geht es aber um die Fertigung von »wertvollen Wirtschaftsgütern« im Allgemeinen, so benötigt man eine viel weiter reichende Theorie. Sie müsste die menschliche Wertschätzung über den gesamten Entstehungs-, Lebens- und Verbrauchszyklus des Produktes umfassen. Damit hätte man einen Indikator beziehungsweise eine ökonomische Steuerungsgröße für die tatsächliche oder effektive Lebensdauerwertschätzung von Produkten, die gravierend vom nach herkömmlichen Modell ermittelten Nutzen in der Vorerwerbs-



phase abweicht. Ähnlich der Kostenermittlung ist die Nutzenbestimmung der herrschenden Ökonomie verzerrt, denn der Nutzen als Zukunftserfolgswert im Vorbesitzzustand ist heute im Allgemeinen deutlich höher als die effektive Wertschätzung. Zum Erwerbzeitpunkt schätzen wir den Nutzen des Produktes exemplarisch auf 100 Prozent, effektiv liegt er schließlich aber nur bei 40 Prozent. Warum ist das so? Durch die rasant wachsende Marktdynamik innerhalb der Überflussökonomie wird der Nutzen in der Nacherwerbsphase für einen Konsumenten zum Kaufzeitpunkt objektiv immer weniger abschätzbar. Die Wertschätzung für ein erworbenes Produkt nach dem Kauf wird durch diese ansteigende Marktdynamik stark vermindert, etwa durch die Schaffung immer neuer Kaufanreize für neue Produkte, kommerzielle »Fallen« wie geplante Obsoleszenz und immer kürzere Innovationszyklen, die zur schnelleren wahrgenommenen Alterung des Gekauften führen, sowie durch die beliebige und mühelose Reproduzierbarkeit und Verfügbarkeit der Produkte bei schwindender subjektiver Beziehungsdichte. Die Produkte verlieren so nicht nur ihre abschätzbare Zukunft, sie verlieren auch ihre zeitlichen Wertbildungsebenen.

Indem sich durch die von den Wirtschaftswissenschaften verursachte Zukunftsneurose der Gesellschaft der Vergangenheitsbezug tendenziell auflöst, entfallen ebenso wichtige produktbezogene aufwertende Rückkopplungen, etwa zu den Mühen des Erwerbs, der Instandsetzung, Aufbewahrung und so weiter. Die Dinge werden – da der Blick unentwegt in die Zukunft gerichtet wird –, sobald sie im Besitz sind, subjektiv entwertet. Die Dankbarkeit diesen Dingen gegenüber, das heißt die Wertschätzungsintensität durch Vergangenheitsebenen, wird unmöglich gemacht. Die Produkte verlieren mit ihrer Vergangenheit ihre wertschätzungsrelevante Gegenwart. Denn der ökonomisch rational Handelnde muss dauernd wachsam sein, ständig seine Ausrichtung, seine Entscheidungen überdenken, um permanent optimale Entscheidungen zu treffen. Der Maßstab für ökonomisch rationale Entscheidungen sind die entgangenen Möglichkeiten, entgangenen Gelegenheiten, der »entgangene Nutzen«, die Opportunitätskosten also. Geht es aber um anzustrebende Dauerrationalität, so ist der »entgangene Nutzen« keine statische

Größe, sondern eine sehr dynamische. Aus dem »entgangenen Nutzen« wird damit der allzeit »entgehende Nutzen«. Und dieser »entgehende Nutzen« ist dann als ökonomischer Dauervorwurf mit jeder Konsumententscheidung, jedem Verbrauchsvorgang verknüpft. Was entgeht mir, wenn ich in diesem Haus wohne, hier im Urlaub bin, gerade dieses Auto fahre? Wohnung, Haus, Auto, Partner – alles gehört fortwährend auf den Prüfstand eines ökonomisch »rationalen« Alternativenvergleichs. Dies setzt zum einen die ökonomische Lebensvereinfachung der Vollvergleichbarkeit beziehungsweise universellen Austauschbarkeit nach monetärreduktionistischen Maßstäben voraus, was schließlich in einer bizarren Optimierungsparodie sein Ende finden muss. Zum anderen erfordert der Versuch, die Fragen des allzeit »entgehenden Nutzens« zu beantworten, bei immer schnelleren, besseren und preiswerteren Alternativen stets griffbereite Apparate zur Gewährleistung digitaler Volltransparenz. Im Ergebnis entstehen zwangsläufig Dauerabwesenheit, Unterpräsenz und Abwertung durch das Sichnichteinlassen auf die Dinge des Besitzes, Bindungslosigkeit zu ihnen und erhebliche Wertschätzungsverluste. Das zwanghafte, unentwegte Vergleichen bedeutet im Grunde ein rastloses Duplizieren der Güter und führt auf diese Weise zu einem fatalen Denken im Plural. Die Wahrnehmung der Einmaligkeit der Dinge wird so verhindert. Aus der ökonomischen Elementarkategorie des entgangenen Nutzens beziehungsweise der Opportunitätskosten – als einer im 19. Jahrhundert durchaus berechtigten Kategorie – wird so in der Hochfrequenzökonomie des 21. Jahrhunderts ein Paradigma der Flächenentwertung von Gütern und menschlichen Beziehungen. Der Nutzen zum Erwerbszeitpunkt als Zukunftserfolgswert ist dadurch heute in der Regel deutlich höher als die tatsächliche Wertschätzung, die sich ihrerseits zu einem virtuellen Jetztwert ohne belastbare Zukunftsperspektiven entwickelt. Im 19. Jahrhundert war dies offensichtlich gänzlich anders.

Das fragwürdige Menschenbild herrschender Wirtschaftswissenschaften ist auf das Engste mit einem völlig dualitätsfreien Nutzenbegriff verbunden. Es handelt sich dabei im Grunde genommen um ein schlichtes, primär lustorientiertes Konzept. Freiheit bedeutet hier nichts anderes als unbegrenzte Lustnutzenmaximierung, und der

Wert von Dingen bestimmt sich darin vollständig im sozial-spon-tanen Spannungsfeld zwischen Konsumlust und Konsumlustlosig-keit. Das Konzept, das ethisch allenfalls Randbedingungen, aber kein integriertes Ziel kennt – etwa die Balance zwischen natürlichen und vernunftgeleiteten Antrieben des Menschen –, unterstellt zum einen, keinerlei Wandlungen oder Substitutionen des Nutzens im Leben eines Menschen zwischen sieben und 70 Jahren annehmen zu müssen, zum Beispiel, dass ein heute unrealisierter Nutzen in 15 Jah-ren den zwanzigfachen Nutzen nach sich ziehen kann, oder dass ein zu früh realisierter Nutzen erhebliche Wahrnehmungs- und Nutzen-minderungen in späteren Jahren bedeuten kann; zum anderen wird übersehen, wo eine solche Grundlegung der Lustnutzenmaximie-rung enden muss: in der Sucht als gesellschaftlichem Massenphäno-men – mit folgenreichen Deformationen der Psyche und Physis von Millionen wirklichkeitsentmündigter Menschen.

Die klassische Ökonomie geht davon aus, dass es bei erhöhtem Güterkonsum grundsätzlich einen wachsenden Nutzen gibt. In der Phase einer Unterversorgungsökonomie mag dies plausibel sein, mit dem Eintritt der Wirtschaft in die Phase der Überflussökonomie ändert sich dies aber grundlegend. Permanenter Überflusskonsum führt tendenziell zu suchtähnlichen Verhaltensmustern beim End-verbraucher, deren Wesensmerkmale Wahrnehmungsverschiebun-gen und unterschiedlich gelagerter Kontrollverlust des Konsumenten sind. Insbesondere kommt es bei einem Konsum im suchtrelevanten Überflussbereich beim Verbraucher zu einem dauerhaften Ausein-anderfallen von Wahrnehmung und Wirklichkeit, wie Abbildung 7 verdeutlicht. Das heißt aber, der über Marktbefragungen abgefragte Nutzenstatus eines Menschen kann durchaus wachsen, obwohl das effektive, also wirkliche Nutzenniveau rapide sinkt. Das Beispiel eines Internetsüchtigen, der auf Nachfrage seiner subjektiven Wahr-nehmung Ausdruck verleiht, dass er nichts dringender braucht als eine zusätzliche Stunde Netzzugang pro Tag, die ihn in seiner sub-jektiven Wirklichkeit aber psychisch und physisch ruiniert, mag das veranschaulichen. Dabei ist die pathologische Kaufsucht, die mitt-lerweile tatsächlich immer häufiger medizinisch behandelt werden muss, nur ein Aspekt. Für die Überflussökonomie sind aber tatsäch-

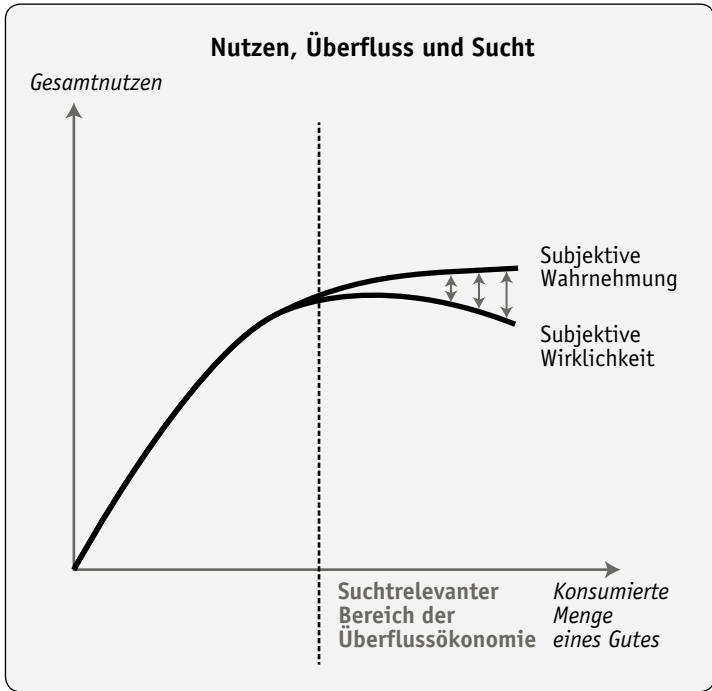


Abbildung 7: Suchtdimension der Überflussökonomie  
(eigene Darstellung).

lich sehr vielschichtige und kaum spürbare Übergänge in den suchtrelevanten Konsumbereich typisch geworden. Klassische ökonomische Vorstellungen und Instrumente, wie zum Beispiel allgegenwärtige Markt- und Kundenbefragungen, stoßen hier ebenso an Grenzen wie der Aussage- und Allokationswert von angebots- und nachfragebestimmten »Gleichgewichtspreisen«. Gleichzeitig verschärft sich im suchtrelevanten Konsumbereich das Auseinanderfallen des Nutzens im Vorerwerbszustand und im Nacherwerbszustand erheblich. Wir erleben eine mitunter krankhaft gesteigerte Nutzenüberbewertung in der Vorerwerbsphase und eine eklatante Entwertung bereits wenige Stunden nach dem Kauf. Der ökonomische Rationalismus wird so pathologisch und führt zu ökonomischen Fehlentscheidun-

gen erheblichen Ausmaßes, die einmal mehr eine neue, komplexere Theorie der Wertschätzung als Voraussetzung einer nachhaltigen Wertschöpfung erfordern. Der Zusammenhang zwischen dauerhaftem Überflusskonsum, Wahrnehmungs- und Realitätsdefiziten und Sucht, insbesondere der zunehmenden Verhaltenssuchte, markiert den Übergang des Gegenstandes der modernen Ökonomie in andere Wissenschaftsbereiche und begründet die dringende Notwendigkeit eines transökonomischen Denkens in der Gegenwart.

Halten wir also fest: Kosten und Nutzen – die zwei Elementarkategorien der Ökonomie – sind innerhalb der globalen Überflussoökonomie vollständig ideologische Größen geworden, unrichtig und unverwertbar. Noch ein fundamentaler Aspekt innerhalb der wirtschaftswissenschaftlichen Theorie, der dies unterstützt, kommt hinzu: die fehlerhafte Modellierung der Handarbeit. Nehmen wir den Wert einer Scheibe Brot, die ja offensichtlich bei der eingangs erwähnten Größenordnung der Lebensmittelvernichtung in Deutschland kaum noch einen Wert hat. Natürlich ist das ein Ausdruck der vollständigen Umkehrung des ökonomischen Prinzips von Effizienz und Sparsamkeit im Umgang mit knappen Ressourcen. Sind vielleicht die Preise einfach nur zu niedrig, könnte man fragen? Das mag vordergründig so scheinen, aber das Problem, das fundamentale Marktversagen – die Lebensmittelerzeugung steht hier exemplarisch für viele andere Branchen – ist deutlich komplexer. Die Beziehung der subjektiven wie gesellschaftlichen Wertschätzungsveränderung durch Technisierung und Digitalisierung ist dabei von größter Wichtigkeit. Die Wertschätzung ist keine monokausale, monetärreduktionistische Kategorie. Eine hohe menschliche Wertschätzung Wirtschaftsgütern gegenüber setzt vielschichtige Beziehungsebenen der Vergleichbarkeit und Nachvollziehbarkeit voraus. Das Handarbeitsniveau der Wertschöpfung ist in dem Zusammenhang ein ganz entscheidender Wertschätzungskatalysator. Im manuellen Tun liegt der Schlüssel zur unmittelbaren Vorstellbarkeit und sinnlichen Erfahrbarkeit von Wirtschaftsgütern und damit zu ihrer Wertschätzung. Anschauliche Fragen werden von einem Menschen in Bewertungssituationen formuliert: Wie viel Zeit hätte ich für die Herstellung dieses Produkts in Handarbeit benötigt? Wie hätte das Objekt als Pro-

dukt eigener Hände Arbeit ausgesehen? Wie viel Mühe hätte es mir bereitet, diese Produkte selbst herzustellen? »Bewerten heißt vergleichen«, so lautet das herrschende Paradigma der wirtschaftswissenschaftlichen Lehre. Was aber, wenn die Maßstäbe der Vergleichbarkeit verloren gehen? Dann sind Produkte nicht mehr bewertbar; sie werden also zunehmend wertlos. So geschieht es mit handarbeitsfreien Wirtschaftsgütern. Sie sind nur noch bruchstückhaft vergleichbar und werden demzufolge immer weniger wertgeschätzt.

Die Handarbeit gewährt den entscheidenden Rahmen für die Vergleich- und Bewertbarkeit von Wirtschaftsgütern. Sie ermöglicht eine deutlich höhere Dichte von Beziehungsebenen des bewertenden Menschen, ganz im Gegensatz zur industriellen oder gar digitalen beziehungsweise virtuellen Produktion. Daneben ist die Handarbeit eine ökologisch voll regenerierbare Ressource, trägt in maßvollem Umfang zur physischen Gesunderhaltung des Menschen bei, stellt die Verbindung und den Erfahrungszusammenhang zu ungezählten Generationen unserer Vorfahren her und hilft schließlich – schon Simone Weil hat auf diese spirituelle Dimension der Handarbeit aufmerksam gemacht –, Demut zu kultivieren und sich auf Lebensrisiken zu konditionieren, die volle Wahrheit des Lebens auszuhalten und nicht den schnell »beglückenden« Visionen der falschen Propheten auf den Leim zu gehen.

In den heutigen ökonomischen Kalkülen wird die Handarbeit ebenso als ein Aufwand modelliert wie etwa der Rohölverbrauch – je weniger desto besser. Man übersieht dabei zwangsläufig ihre besondere ökonomische Qualität. Die Hand ist etwas Besonderes, ein sensibles Wertbildungs- und Wertschätzungsorgan in einem – sie schafft und sie »schätzt« Wert. Wenn also das herrschende ökonomische Prinzip fordert – einmal unabhängig von den Umweltfolgekosten –, eine gegebene Leistung mit geringstem Aufwand zu erstellen, so werden folglich mit der Substitution von Hand- durch Maschinenarbeit essenzielle Wertschätzungskatalysatoren liquidiert. Diese undifferenzierte Fassung des ökonomischen Prinzips, begründet in früheren, von einem Übermaß an körperlicher Arbeit geprägten Jahrhunderten, steht demzufolge im völligen Widerspruch zu dem Anspruch der Ökonomie, »wertvolle«, also wertgeschätzte Wirtschaftsgüter

zu produzieren. Bei der forcierten Digitalisierung wird übersehen, dass das Endprodukt trotz gleicher äußerer Erscheinung nicht dasselbe bleibt. Weil die bewertungsbestimmenden Maßstäbe des Vergleichs verloren gehen, sinkt der Nutzen dieser Leistung deutlich stärker als sich die Selbstkosten mindern. Begründet durch die wertschätzungsseitige Sonderstellung der Handarbeit kommt es bei stereotyper Beschleunigung und Effektivierung, insbesondere durch Digitalisierung, dazu, dass die Wertschätzungsverluste an einem bestimmten Punkt größer werden als die Verminderung der Selbstkosten. Anders formuliert wirkt sich die Verminderung der Handarbeit überproportional auf den Wertschätzungsverlust dem Produkt gegenüber aus. Das bedeutet für die oben genannte Scheibe Brot: Man kauft sie beim billigsten Anbieter für zehn Cent, während die subjektive Wertschätzung bereits zum Erwerbszeitpunkt bei nur sechs Cent liegt (vgl. Abbildung 8). Und warum sollte man auch nicht billigst einkaufen – darauf wurde man konditioniert –, da es doch allgemeiner Usus ist? Der an den Selbstkosten orientierte Preis bildet also den Wertschätzungsverlust durch Forcierung automatisierter Produktion, also Wegfall der Handarbeit, völlig unzureichend und immer weniger genau ab. Durch die beschleunigte Automatisierung und Digitalisierung von Produktionsprozessen entkoppeln sich Preis beziehungsweise Selbstkosten immer weiter von der Wertschätzung. Dies erfolgt bei wachsender Unwirtschaftlichkeit, da die Wertschätzung je verbrauchter Naturressource immer geringer wird. Umgekehrt folgt daraus: Würde man heute bei gleicher Produktivität den Brotpreis künstlich, etwa durch eine staatliche Sondersteuer, um fünf Prozent erhöhen, so stiege die gesellschaftliche Wertschätzung wesentlich weniger als bei gleicher Preissteigerung durch Verminderung der Überflusproduktivität, also etwa eine Erhöhung des Handarbeitsniveaus! Das aber heißt nichts anderes, als dass der monetäre Hebel zur Verbesserung der Wertschätzung von Lebensmitteln ineffektiv ist.

Gibt es also, so muss man heute fragen, eine ökonomische Grenze der Automatisierung beziehungsweise Digitalisierung? Zweifels- ohne: Sie liegt dort, wo bei fortgesetzter Automatisierung oder Digitalisierung die Wertschätzung unter die Selbstkosten fällt und dabei

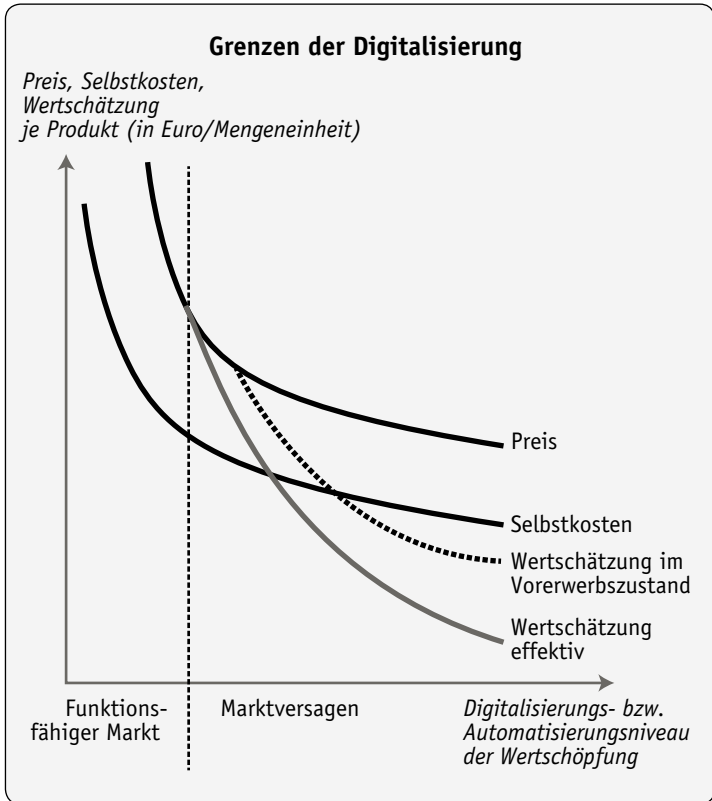


Abbildung 8: Grenzen der neuen Ökonomie (eigene Darstellung).

die Wertschätzungsverluste größer werden als die Selbstkostenreduktion (vgl. Abbildung 8). Was passiert bei Überschreitung dieses Punktes und fortgesetzter Digitalisierung? Wenn dieser Punkt überschritten wird, werden Güter produziert, die zwar ihre technische Funktion noch erfüllen, ihre ökonomische aber nicht mehr. Man kann dies als die Essenz der durchdigitalisierten Wertschöpfung begreifen: Produkte aus einer Blackbox ohne Vergleichbarkeit und Wertschätzung. Die Landwirtschaft zum Beispiel hat in den letzten 100 Jahren einzigartige Produktivitätszuwächse erfahren, die mit



enormen Personalfreisetzen einhergehen. Die Weizenträge je Hektar wurden so vervierfacht – nur, damit wir ein Drittel der Ernte wegwerfen können. Und diese Verschwendung nennt die Wissenschaft Innovation. In Wahrheit ist es eine durch Technik erzeugte Überflussproduktivität, die von niemandem mehr benötigt wird, außer von einer heillos überdimensionierten globalen Wirtschaft. Und bereits diese einfachen Zusammenhänge sind eine Vorwegnahme der technologischen Zukunftsversprechen des digitalen Zeitalters: Die »unbemannte« Landwirtschaft der Gegenwart ist nur der Prototyp der Industrie 4.0. Das Einfamilienhaus aus dem 3-D-Drucker besitzt letztlich eine effektive, nachhaltige Wertschätzung von nahezu null. Vielleicht ist darin bald das Badezimmer zu klein, der Flur ungünstig geschnitten oder das Gästezimmer etwas unvorteilhaft platziert, sodass nach einigen Monaten der »begründete« Wunsch entsteht, ein neues zu drucken. Es gibt heute nichts, was zu einer größeren ökonomischen Entwertung der Dinge führt, als die beschleunigte Digitalisierung der Wertschöpfung. Die Verheißungen der sogenannten digitalen Revolution sind nur der Eingang in eine materialistische Schattenwelt, in einen furchtbaren Orkus der Verschwendung. Die Dinge werden nicht in erster Linie physisch zu digitalisierten Massenprodukten, sondern eher im Sinne beliebig reproduzierbarer, blutleerer, durch technische Apparate produzierter Objekte, deren Herstellung keiner Kunstfertigkeit mehr bedarf.

Wenn jemand einem Familienangehörigen zum Geburtstag ein ganz persönliches Geschenk anfertigt, beispielsweise ein Bild mit Bezügen aus dessen Leben gestaltet, so hat dies für diesen in der Regel einen sehr hohen Wert. Wenn man dasselbe Bild in gleichwertiger Qualität aus dem digitalisierten Automaten bezieht, der vorher mit diversen Fotos bestückt wurde und automatische Gestaltungsvorschläge unterbreitet, liegt der Wert auf lange Sicht bei null. Das Bild wird letztlich als wertlos empfunden, etwa so, wie wenn ein Mensch jeden Morgen mit einem neu verfassten Gedicht eines »Lyrikautomaten« geweckt würde; unabhängig von der Textqualität würde man es auf lange Sicht als wert- und belanglos einstufen.

Die originäre Vervielfachungsoptik der Ökonomie und die Inflation von technokratischen Preis-Mengen-Diagrammen in einschlägi-

gen wirtschaftswissenschaftlichen Lehrbüchern indes, führen folgerichtig zu einer penetranten Preis-Tonnen-Ideologie: Ressourcen unterschiedlicher »Knappheitsniveaus«, die in diesen Darlegungen meist nur mit unterschiedlichen Fördermengen oder Bohrlochtiefen korrespondieren, werden mit Preisen vollständig beschrieben. Die Konsequenz dieser unterkomplexen Perspektive ist, dass aus »knappen« Gütern massenhaft verfügbare werden und der Wert eines Gutes – der immer eine vieldimensionale Größe ist – zu einer einwertigen monetären Kategorie herabgestuft wird, was zwangsläufig in einem haltlosen monetären Reduktionismus enden muss. Die vorherrschende Ökonomie erzeugt also eine erzwungene Wahrnehmungsverschiebung – hin zu einer monströsen Tausend-Tonnen-Optik. Es ist mit ihrem Gebrauch unmöglich, die Einmaligkeit der Güter und Phänomene des Lebens gedanklich zu erfassen, geschweige denn sinnlich wahrzunehmen. So existieren auf dieser Erde Milliarden Hände, die einen Bleistift halten, wenn sie ein Papier beschreiben – und doch ist alles dabei unverwechselbar einzigartig: keine Hand gleicht der anderen, kein Bleistift ist mit einem anderen identisch und kein Stück Papier ist genauso beschaffen wie ein zweites. Die Dualität und Doppelbödigkeit der Dinge, die stets vielfach und einmalig zugleich sind, bedingen folgerichtig gänzlich entgegengesetzte Wertwahrnehmungen. Nur ein klein wenig Besinnung wäre erforderlich für den entscheidenden Quantensprung der Wertschätzung – und damit auch der Lebensqualität. Ein materielles »Nichts« ist nötig, damit aus »massenhaft« schließlich »einmalig« werden kann! Menschen, Tun und Dinge in Anbetracht millionenfacher Ähnlichkeiten in ihrer Einmaligkeit zu sehen und zu verstehen, das ist aus der Sicht ökonomischer Sparsamkeit – aber bei Weitem nicht nur aus dieser – der allgemeine ökonomische Imperativ!

Dies sind die tieferen, die spirituellen Ebenen des Haushaltens und gleichsam die Fundamente einer neuen wirtschaftlichen Theorie. Mit dem Übergang von »knapp« zu »einmalig« wird die entscheidende Wende von einer Ökonomie der Zerstörung zu einer Ökonomie der Liebe markiert. Ihr Wesen liegt in ihrer naturgemäßen Sparsamkeit – im Sinne eines maßvollen Ressourcenverbrauchs – und in der Antwort auf die Frage, wofür die begrenzte Lebenszeit verwen-

det werden soll: zur Kultivierung einer liebenden und dankenden Lebenshaltung. Sie ermöglicht damit das überfällige Ende des fieberhaften Qualitätskontroll- und -managementwahns. Denn die neue Ökonomie der Liebe vermag mit Leichtigkeit, was die alte Ökonomie mit unendlichem Aufwand nicht zu leisten vermochte: die Verwandlung der Defizite des Geliebten in Tugenden.

Für eine echte Wertschätzung der Dinge spielt noch etwas Subtileres eine große Rolle. Betrachten wir wieder den Wert einer Scheibe Brot. Wenn deren Wert ausschließlich anhand der Leistung des Bauern, des Müllers und Bäckers, also anhand menschlicher Wertschöpfungsstufen gebildet wird, bleibt das eigentlich entscheidende Wertbildungsmoment ungesehen: die Vermehrung des Weizens, die es erst ermöglicht, ein Brot zu backen, das uns sättigt. Auf wunderbare Weise werden aus einem einzelnen Weizenkorn dreißig. Darauf bleibt der Mensch stets als ein Empfangender angewiesen. Viel zu häufig wird ihm das nur nach einschneidenden Unbilden, nach Jahren der Dürre oder Missernten bewusst. Dass er die Scheibe Brot dennoch mit einem Preis versieht, mag aus pragmatischen Gründen des Austauschs nachvollziehbar sein. Die richtige Wertschätzung den Dingen gegenüber muss allerdings grundsätzlicher fragen und die grundlegenden daseinsbezogenen Aspekte miteinbeziehen. Und sofern dies konsequent geschieht, wird wiederum klar, worauf Bewerten letztendlich hinauslaufen muss: auf Dankbarkeit. Bewerten heißt also nichts anderes als dankbar werden, dafür, dass der Getreidehalm für eine Scheibe Brot überhaupt gewachsen ist.

Dass uns diese Dankbarkeit so schwerfällt, dass uns die Ehrfurcht vor den Dingen verloren gegangen ist, hat Ursachen. Die vorherrschenden ökonomischen Wertlehren leiten den Wert von Gütern und Dingen entweder ausschließlich vom subjektiv-menschlichen Nutzen, so die liberale Grenznutzenlehre, oder von der durchschnittlichen menschlichen Arbeitszeit zur Produktion des Gutes, so die marxistische Arbeitswerttheorie, ab. Beide Ansätze sind dem Zeitalter der Ökologie und des anthropogenen Klimawandels längst nicht mehr angemessen. Wenn der Mensch und seine Zwecke zum alleinigen Bewertungsmaßstab von Dingen werden, ist eine inflationäre Entwertung der Dinge die logische Konsequenz. Der entfesselte,

besinnungslose Verschleiß der Natur und damit die ökologische Krise finden darin ihre Ursache. Was aber folgt daraus für ein wissenschaftliches Nachdenken über Wert, über Werte? Die Dogmen der Wirtschaftswissenschaften erweisen sich, wie wir gesehen haben, nicht als wertbildend, sondern als flächendeckende Entwertungskatalysatoren. Genau hier muss eine moderne transökonomische Wertlehre ansetzen.

Die neue Ökonomie steht auf den Trümmern der alten. Sie begegnet einer Welt des globalisierungsbedingten Klimawandels und der mit ihm ausgelösten globalen Wirtschafts- und Gesellschaftskrise. Der Neuentwurf einer Wirtschaftswissenschaft muss mit ihren begrifflichen Grundlagen an einem komplexen Menschenbild ansetzen. Friedrich Schiller formuliert es in seinen »Worten des Glaubens«: »Dem Menschen ist aller Wert geraubt, wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.« Diese drei Worte sind Freiheit, Tugend und Gott. Und aus der Reihenfolge seiner Anordnung eröffnet sich die tiefere Bedeutung: Die menschliche Freiheit wird gebunden durch die Ethik und die Ethik selbst erhält ihre Bindung durch unsere Beziehung zu Gott. Selbstverständlich ist auch der ökonomische Elementarbereich des Nutzens zutiefst ambivalent und kann nur innerhalb der Grenzen eines ganzheitlichen Menschenbildes bestimmt werden. »Die wahre Natur des Menschen, sein wahres Glück, die wahre Tugend und die wahre Religion sind Dinge, deren Erkenntnis sich nicht trennen läßt«, formuliert Pascal treffend. Wenn man den Menschen also nicht als natürlich-sozial-spiritueller Wesen begreift – wobei der letzte Aspekt zweifellos der primäre in dem Sinne ist, dass er als filigran-essenzielles Stellglied menschlicher Lebensbalance verstanden werden muss –, wird man weder die verwickelten Gegenwartsprobleme lösen noch wirklichen Fortschritt herbeiführen können. Aus dieser notwendigen spirituellen Anbindung des ökonomischen Denkens resultieren die tragenden Erfahrungsebenen allgemeiner Bewertung: Einmaligkeit, Unvergleichbarkeit, Vollständigkeit, Demut und Dankbarkeit. Damit in Verbindung steht ein gesunder menschlicher Selbstwert jenseits von Wettbewerbs-tyrannie und Überfluss. Die Renaissance des Vertrauens in die Arbeit der eigenen Hand ist dabei die geistige Grundlage einer neuen

Ökonomie der Zukunft. Ihre praktische Form kann letztlich nur eine regionale Wertschöpfung sein.

Die herrschende Ökonomie versetzt den Menschen, wie wir sagten, immer weiter in den Zustand ununterbrochener Berechnung, optimierender Abwägungen, dauernder Entscheidungsfindungen, kurz: in eine Lebensverfassung der Kalkulation. Und je umfassender die Beeinflussung des Globus, der Umwelt und der menschlichen Lebensbereiche durch die Ökonomie wird, umso kühner werden die Kalküle. Denn dann muss »qualifiziert« über wirtschaftliche Aktionen befunden werden, die beispielsweise mit 60-prozentiger Wahrscheinlichkeit eine einprozentige Zunahme des Jahreswohlstandes und mit 40-prozentiger Wahrscheinlichkeit drei Jahrzehnte Dürre und Wirbelstürme zur Folge haben: ein Glas Limonade gegen ein verlorenes Bein! Darüber wird am Ende der »modernen« Wirtschaftswissenschaften »rational« zu befinden sein. Die Konsequenz dieser kalkulierenden Dekadenz sind berechnende Abstumpfung und zivilisationsbarbarische Verrohung.

Katastrophenarithmetik dieser Art macht die Unverständigen blind und den Verständigen den Blick frei für das Wesentliche: Es gibt bewertungsfreie Räume, die der Mensch ökonomisch nicht betreten sollte. Allein, die rein intellektuellen Darlegungen bewirken in dem Zusammenhang wenig. Eine neue Wertschöpfungs- und Wertschätzungstheorie muss den praktischen Prozess einer Schulung der geistigen und sinnlichen Wahrnehmung aufzeigen. In dem Zusammenhang wird heute häufig von Achtsamkeit gesprochen. Sie muss als Einstieg zu einer besseren Wahrnehmung und Wertschätzung Dingen und Lebewesen gegenüber verstanden werden. Achtsamkeit ist gut, aber es geht um mehr – es geht um die maximale Form dieser Wertschätzung. Es geht um Liebe. Der Ausgangspunkt einer modernen ökonomischen Wertlehre ist das Bewusstsein für diesen Scheideweg, für die zwei existenziellen Modi unseres Lebens: den Modus der Kalkulation, der uns zu völlig wertschätzungsabwesenden Menschen gemacht hat, und sein Gegenteil, den Modus der Liebe. Nahezu alle Reflexionen der Gegenwart laufen auf diese eine Grundfrage hinaus: Wie werden aus wertschätzungsabwesenden Menschen Liebende? Die Logik der ökonomischen Rationalität, der Globali-

sierung also, zwingt uns immer tiefer hinein in den Modus der Berechnung und Messung. Wir sind Dauerkalkulierende geworden. Und dabei wissen wir doch: Wer kalkuliert, liebt nicht, und wer liebt, kalkuliert nicht mehr. Doch wo finden wir den Übergang von – wie Pascal sagt – der Vernunft mit ihren Gründen und dem Herzen mit ganz anderen? Wo finden wir ihn für eine ganze Gesellschaft?

Die globalisierten Wertschöpfungsprozesse sind eigentlich keine – denn sie schaffen keine Werte, sie vernichten sie vielmehr, sei es in unseren zwischenmenschlichen Beziehungen oder in unserem Umgang mit der Natur.

Der Ökonom Rüdiger Ulrich fordert deshalb eine fortgesetzte friedliche Revolution nach dem Vorbild von 1989. Denn so wie die kommunistische Mangelwirtschaft an ihr Ende gekommen ist, so kommt auch die kapitalistische Überflusswirtschaft an ihr Ende. An die Stelle von Ausbeutung, Egoismus und Vereinzelung müssen Wertschätzung, Nähe und Gemeinsinn treten – eine Ökonomie der Liebe, in der Mensch und Umwelt wieder etwas wert sind.

Ganz konkret zeigt das Buch, welche Mechanismen der globalen Wachstums- und Konsumdynamik zugrunde liegen und wie wir ihnen begegnen können: indem wir uns auf Werte besinnen, selbst aktiv werden und regionale und kooperative Strukturen aufbauen.



[www.oekom.de](http://www.oekom.de)  
20,00 Euro [D]  
20,60 Euro [A]